

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 8

Artikel: Meine Jugend
Autor: Streuli, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meine Jugend

Von *Adolf Streuli*
alt Regierungsrat

Der Verfasser dieser Erinnerungen, Dr. Adolf Streuli, bis vor kurzem Mitglied des zürcherischen Regierungsrates, wurde im Jahre 1868 geboren. Seine Bubenzzeit, von der er hier berichtet, fällt also in die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Diese Schilderungen sind

deshalb besonders bemerkenswert, weil die hohe sittliche Tradition darin zum Ausdruck kommt, die in unserm Land in zahllosen Familien herrschte, auch wenn sie in sehr bescheidenen Verhältnissen lebten. Es ist schade, daß solche Familienchroniken nicht häufiger angelegt werden.

Bei meinen Herkunftsverhältnissen war die Sesshaftigkeit der Familie eine altüberlieferte Tatsache. Seit nahezu drei Jahrhunderten, in etwa zehn Generationen, bewohnten meine Vorfahren das gleiche Haus, oder wenigstens lebten sie unter demselben First, bebauten sie dieselben Felder und Weinberge, früher lässiger, später intensiver, pflegten ihren kleinen Viehstand in den nämlichen einfachen Gebäuden, und pflanzten sich fort, wobei der Frühtod von Kindern einer allzu starken Vermehrung entgegenwirkte. Es hat den Anschein, dass die Familien überlieferungsgemäss ein zurückgezogenes Leben bevorzugten. Wenigstens findet man diese Streuli kaum unter den Reisläufern oder unter den Bezüchern fremder Renten, auch nicht bei Prozesshändeln oder in Vorstrafenverzeichnissen; aber bis vor 140 Jahren auch nicht bei den Behörden oder in höhern militärischen Stellungen.

Es müssen ruhige, genügsame Leute gewesen sein. Von den Sekten scheinen sie sich ferngehalten zu haben.

Die räumliche Staffage meiner Jugendjahre erfüllt meine Erinnerung noch heute und gibt ihr den farbigen Unterton. Zwar sieht man von unserem Haus aus nur recht wenig Umwelt. Es liegt an der Strasse, die bei Käpfnach am See beginnt, dem « Neubühl » und Wädenswiler Berg zustrebt und in Einsiedeln endigt. So war sie früher ein vielbegangener Pilgerweg. An dieser Strasse, bergseits der Au, nur eine Viertelstunde vom Zürichsee entfernt, liegt das Haus unseres Stammes und meiner Jugend. Aber nur wenige Minuten davon entfernt tut sich eine überraschend weite Aussicht auf, die sich von den Häusermassen der Stadt Zürich über den See und seine reich besiedelten Ufer hinzieht bis gegen Rapperswil und zu den Appenzeller und St. Galler Bergen.

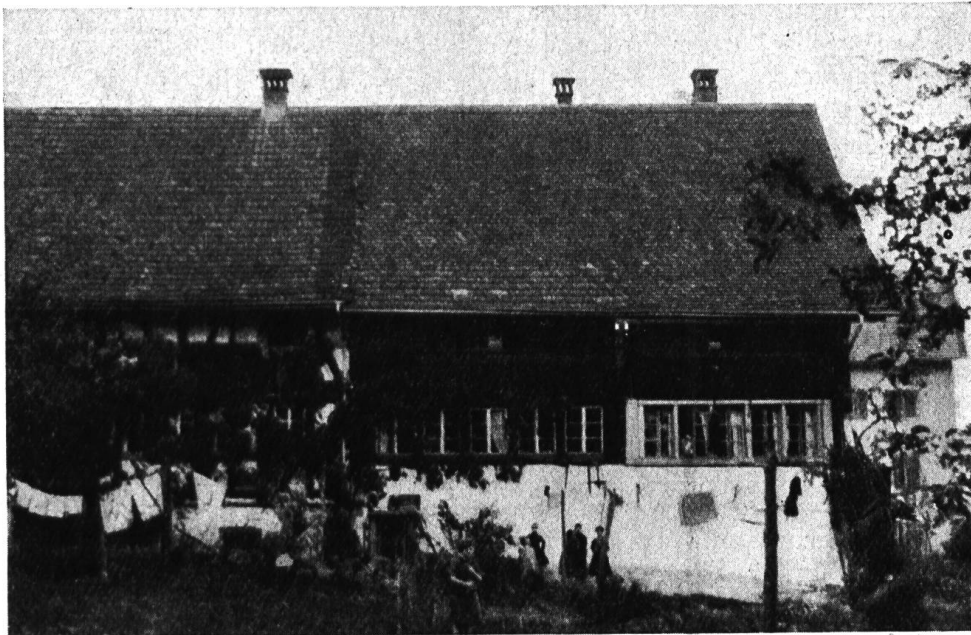


Das einfache Leben

Wenn ich über meine Jugendzeit hier eine Skizze folgen lasse, so werden sich sehr einfache Verhältnisse ergeben. Darum halte ich darauf, zum voraus zu betonen, dass es sich, nach dem Maßstab der damaligen Zeit beurteilt, durchaus nicht um Bedürftigkeit oder gar um Not handelte. Man lebte zufrieden, neidlos und still für sich; von andern wusste man nichts, ja man zählte sich sogar zu den Besitzenden; denn man besass immerhin ein eigenes Dach und eigene Wände und sah, im guten Sinne, herab auf «Hintersässen» und auf blosse «Huslüt», die nur «z'Huus», zu Miete, waren und von Zeit zu Zeit umziehen mussten.

Unser Haus gehörte zu einem sogenannten «Flarz», war zu beiden Seiten von andern Häuserteilen eingeschlossen und nur durch dünne Holzwände von ihnen getrennt. Es bestand im unterkellerten ersten Boden aus Stube und Küche, im obern Stock aus drei Kammern. In diese Räume hat die Sonne kaum hineingeschienen. Einzig im Winter, wenn ihr Tageslauf tief dahinging, vermochten die Strahlen doch die Stube zu erreichen; es war dann, als ob sie sich neugierig bücke,

um auch unter die grossen Vordächer der Landhäuser zünden zu können. Einige gläserne Ziegel erhöhten ein wenig die Helligkeit in den Kammern. Zwei meiner Geschwister sind im Alter von etwa 25 Jahren an Schwindsucht gestorben, was bei solchen Wohnverhältnissen nicht zu verwundern ist. Die Stube war immerhin gut heizbar, die Schlafkammern dagegen nicht. Man stelle sich vor, dass nach Feierabend alle diese «ringhörigen» Wohnungen durch die Familien besetzt waren, wo noch Seide gewunden, gewoben, Gemüse gerüstet, geplaudert, gesungen, Kinder «geschweigt», Kinder ausgeklopft, Most getrunken, gelegentlich ein geräuschvoller Jass gemacht und von mir in ohrzerreissender Weise, laut und häufig falsch, Flöte gespielt wurde. Das Leben und Treiben in der einen Wohnung des Flarzhauses wurde in seinem Gesamtgeräusch immer auch in den benachbarten Wohnungen mitgehört und mitgemacht. Waren in eine der Stuben «Dorfer» gekommen, so hörte man bei einiger Aufmerksamkeit die Unterhaltung immer auch nebenan. So lebte die Bewohnerschaft eines solchen Flarzes als eine Art Einheit; man mochte sich im einzelnen gerne haben oder nicht, und das Treiben darin erinnert an das abendliche



Das väterliche Haus

Gesumme eines nach getaner Tagesarbeit in Behagen ausruhenden Bienenvolkes.

Da gab es kein elektrisches Licht, natürlich auch kein Gas. Gekocht und geheizt wurde mit Holz vom eigenen «Gewerb», auch etwa mit den geringwertigen Kohlen aus dem nahen Bergwerk Gottshalden. Die Beleuchtung lieferten Steh- oder Hängelampen einfachster Art, die mit Oel, Petrol, Steinöl, Neolin, Ligroin und dergleichen gespiesen waren und deren Bereitstellung jeden Tag ziemlich viel zu tun gab, wobei eine üble Note erhielt, wer das Rüsten der Lampe auf die Nacht, da sie schon in Gebrauch genommen werden musste, hinausschob. Die Reihenfenster, die die ganze Breite der Stube füllten, waren durch weisse gefältelte Vorhänge umrahmt. Vermittelst eines am Fenstersturz verspannten Strickwerkes konnten bei Nacht sogenannte Falladen heruntergelassen werden, welche nach aussen einen vollständigen Abschluss bildeten. In einem solchen Raume befand man sich wie in einer grossen Kiste. Da auch die Gewohnheit bestand, die Wärme sorgfältig beisammen zu halten, namentlich im Winter, lässt sich denken, welche Atmosphäre dem Halbdutzend Menschen in einem derartigen Verlies zur Verfügung stand.

Betrete ich diese Stube heute wieder, so muss ich staunen, wie es mir damals möglich war, darin bei dieser Luft und in solcher Unruhe meine Schulaufgaben zu machen und Bücher und Zeitungen zu lesen. Und was die Atemluft anbetrifft, so habe ich erst noch das Pfeifenrauchen des Vaters zu erwähnen, das er jeden Abend in genauer Einhaltung bestimmter Gewohnheiten betrieb und unter Handhabung einer Porzellanpfeife, auf deren Kopf das Rütli gemalt war.

So warm die Luft in der Stube war, um so kälter war sie in den Schlafzimmern. Ins Bett nahm man daher Kirscheinsteinsäcke mit, die im Ofenrohr oder auf dem Ofen heiss gemacht waren. Sie schmiegen sich sehr gut an den Körper an. Wenn es im Ofenrohr keine Steinsäcke hatte, war es das Zeichen, dass jedermann im Bette war.

Nachdem ich von Beleuchtung und Heizung gesprochen, ist auch etwas von der Wasserversorgung zu berichten. Eine solche, nach heutigem Begriff, war noch unbekannt. Eiserne Röhrenleitungen gab es noch nicht, sondern nur hölzerne «Tüül». Laufende Brunnen waren selten, Wasserhahnen in den Küchen noch seltener. Alle vier Wohnungen des alten Hauses waren auf einen gemeinsamen Ziehbrunnen angewiesen, der aber oft den Dienst versagte. Lieferte er Wasser, so roch es faulig und wurde dann von Mensch und Vieh abgelehnt. Den Notbehelf bildete ein Wasserloch, das durch eine Wiesendrainage gespiesen war, die ziemlich oberflächlich dahinlief und daher in Zeiten, da die Bauern Jauche ausführten, ungeniessbares Wasser brachte. War dieses aber klar, so bot es dem Augen Ungewohntes: Da sah man Frösche, Molche mit gelben Bäuchen, Wasserspinnen, sogenannte «Zimmermannen», und auch etwa ein gestorbenes Mäuslein im Wasserloch. Dieses Wasser wurde zum Trinken, Waschen und Kochen, bei den Kellergeschäften und zum Tränken des Viehes benutzt. In Tansen musste es hergetragen werden. Wie oft, wenn man Durst hatte, ging man in die Küche und trank vermittelst des «Gätzi» aus der Kupfergelte geschöpftes Wasser, das übrigens durch Kupfer schon ein wenig sterilisiert sein mochte.

Als kleiner Bub war ich einmal lang krank. Die Fieberbilder mit ihrem unaufhaltbaren Ansteigen und dem erleichternden Abklingen haften noch in der Erinnerung. Ob ein Arzt zugezogen wurde, weiss ich nicht; ich vermute, dass es ein Typhus war. Als ich die Schule verliess, vermochte ich es durchzusetzen, dass für unsern Hausteil und unsern Stall ein eigener Brunnen erstellt wurde. Bestimmend war dabei für mich die bedenkliche Qualität des Wassers aus dem Loch, aber noch mehr die Mühe, die es sichtlich dem alternenden Vater machte, das Wasser mit der Tanse auf dem Rücken zum Stall zu tragen.

In unsern Betten gab es keine Matratzen, sondern nur sogenannte Laubsäcke. Diese wurden jedes Jahr ein- bis

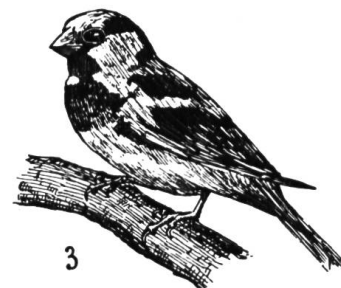
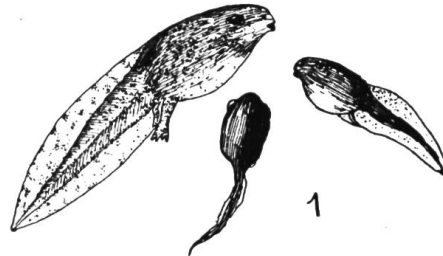
zweimal mit getrocknetem, «gewannetem» Waldlaub (Buchen-, Eichen- und Birkenlaub) gefüllt und vollgestopft und mit einem «Glimpf» zugenäht. Ein solcher frisch gefüllter Laubsack war unförmig und sperrig und konnte wegen seiner Grösse nur schwer über Treppen und durch Türen transportiert werden. Für seine Aufnahme waren die Bettladen anfänglich zu eng, und mit dem übrigen Bettzeug wurde das Ganze derart hoch, dass man, um zu Bette zu gehen, erst auf einen Stuhl steigen musste. Mit der Zeit «setzte» sich der Bettinhalt und fügte sich in den durch die Bettladen gegebenen Raum ein. Auf diesem Laubsacklager hörte man des Nachts ein beständiges Knistern; aber das war angenehme Begleitmusik für den jungen Schläfer und störte so wenig wie die dünnen Zweiglein, die etwa durch den Sackstoff hindurch einen, ohne zu fragen wo, in den Leib stachen.

Brot war immer genug da, vom «Kari» und vom Bäcker an bestimmten Wochentagen gebracht; ebenso hatte man selbstgepflanzte oder auch gekaufte Kartoffeln, eigenes Obst und Milch. Der Ausdruck «Rösti» war damals noch nicht geläufig; man ass «'brate Herdöpfel», die in einer grossen Platte mitten auf den Tisch gestellt wurden, wo dann ein jedes mit dem Löffel hineingriff. Diese geräuschlosen Bewegungen, die ein halbes Dutzend oder mehr Personen mit dem Löffel nach der Platte und zurück machten, sahen daher mechanisch und recht lustig aus.

Das Brot wurde zu «Möcken» eingebrockt. Butter kam nur bei besondern Anlässen auf den Tisch. Zum Kaffee wurden immerhin etliche wirkliche Bohnen verwendet, die Hauptsache waren aber die Weglugern (Zichorien), die man selbst pflanzte, dörnte und röstete. Fleisch gab es nicht alle Tage, jedenfalls aber am Sonntag. Beim Vater, dem strenge Arbeit oblag, ward mit Fleisch immer besonders nachgeholfen. Selbst geschlachtet wurde höchst selten und nur im Notfall. Getränk war der Most; davon gab's genug und guten, denn wir hatten gute Ordnung im

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen.*



Antworten siehe Seite 64

Keller. Bauernkinder fangen schon früh mit dem Mosttrinken an. Ich trank schon Most, als ich noch einen Rock trug, und wo ein Glas herumstand mit Most darin, da hab ich es sicher geleert.

Vater und Mutter

Als ich meinen Einzug hielt in dieser Welt, war mein Vater 51, die Mutter 40 Jahre alt. Aus der ersten Ehe des Vaters waren schon vier Kinder da. Meine Mutter hat mir erzählt, dass sie namentlich aus Erbarmen für diese mutterlose Kinderschar den Vater genommen. Erst nach siebenjähriger Ehe kam ich dann noch zum Vorschein, zu einer Zeit, da einige Geschwister aus der ersten Ehe schon selber im heiratsfähigen Alter standen. Man kann sich daher die gemischten Gefühle denken, die mein Erscheinen bei ihnen ausgelöst haben wird. Zwischen Mutter und Stiefkindern bestand aber ein gutes Verhältnis; immerhin sagten diese Kinder « Ihr » zur Mutter, während ich auf dem Duz-Fuss zu ihr stand.

Ich kann mich nicht erinnern, dass ich einmal einen Kuss vom Vater oder von der Mutter bekommen hätte. Das kam nicht vor. Ich erinnere mich nur, dass meine Schwestern mich gern liebkosten, mir « Schmützli » gaben und sich darum stritten, welche mich des Morgens aus dem Bette holen dürfe. Zärtlichkeiten, wie man sie heute sieht, kannte man nicht. Man wurde freundlich behandelt, aber immer mit Mass und Bedacht. Nie habe ich auch Zärtlichkeiten bei den Eltern beobachtet, wohl aber ruhige, respektvolle Aussprache und Unterhaltung; niemals Vorwürfe oder gar Schimpfereien.

Mein Vater ist 1817 geboren; er war der Schule schon entwachsen, als die Segnungen der Scherrschen Schulreform sich auszuwirken begannen. Er hatte daher nur wenig Schulunterricht genossen und diesen hauptsächlich in den Nachtschulen, in den Stunden, da die Knaben schon ein ermüdendes Tagewerk hinter sich hatten. Einen Brief hätte er nicht schreiben können; alles, was ich an Geschriebenem von

ihm später sah, waren einige Unterschriften beim Landschreiber. Das Lesen beschränkte sich auf den « Anzeiger » und den « Vetter Jakob » (Kalender). Dabei benützte er ein Messer, mit dessen Spitze er die Zeilen verfolgte. Das war beim abendlichen Rauchen seine Unterhaltung. Gern liess er sich von mir vorlesen. In diesem Falle war ich auf besonders fröhlichen Lesestoff bedacht, und es gab Dinge, die ich ihm immer wieder bringen musste (Sachen von Ulrich Farner). Viel zu sprechen lag nicht in seiner Gewohnheit. Was er äusserte, waren immer wohl überlegte Sätze. Das ist Bauernart. Bei der Unterhaltung liebte er das Fröhliche. Zoten kannte man nicht. Er lachte gern und ungekünstelt mit. Leute, die er nicht kannte, machten ihn befangen. Er war ein gross gebauter, stattlicher Mann, und meine Mutter sagte mir einst, dass sie um ihn beneidet worden sei. Sein Name, Johannes, war bei den Nachbarn und ganz allgemein in « Hansli » übertragen. Eine Verkleinerung lag darin durchaus nicht, sondern eher die Wertschätzung seiner Gutmütigkeit, die Betonung seiner Beliebtheit. Der unterscheidende Familienname unseres Stammes der Streuli war « die Grossen », was mit der körperlichen Erscheinung zusammenhing. Bei der Bevölkerung hiess also mein Vater « de Grosse Hansli », die Mutter « 's Grosse Hanslis Frau », mein Bruder « 's Grosse Hanslis Heiri », mein Oheim « de Grosse Hansjokeb ». Von den Verwandten wurde der Vater mit « Hannis » angeredet.

Auf geselligem Gebiet waren Vaters Beziehungen sehr eng. In seinem Denken spielten sie gleichwohl eine bedeutende Rolle. Er war Mitglied des « Handschlagvereins » Horgen. Diesen Namen kennzeichnete ein Cliché (Handschlag). Es war ein Jahrgängerverein der 1817er. Sein Präsident, Fürsprech Johannes Ryf in Horgen, der Vater von Dr. J. Ryf, Advokat in Zürich, scheint da viel Betrieb gemacht zu haben. Die Vorgänge im Verein boten dem Vater manchen Anlass zu Ueberlegungen und zur Unterhaltung. Durch ihn hatte er auch Gelegenheit bekommen zu

den grössten Weltreisen seines Lebens: nach Zürich und auf den Uetliberg, nach Bülach, Uster, Rapperswil und Ragaz.

Wenn ich mir das Mass der geistigen Kräfte meines Vaters vorzustellen suche, muss ich auch in Rechnung bringen, dass er gern einen Jass machte, oft des Abends mit Nachbarn, gelegentlich auch des Sonntags im Wirtshaus. Das spricht für ihn. Wer das Jassen meidet, kann in den Verdacht kommen, dass er nicht rechnen könne oder nicht wolle, oder dass er denkfaul sei und geistiger Anstrengung aus dem Wege gehe. Ich war später oft in der Lage, amtliche Stellen zu besetzen. Da habe ich in einzelnen Fällen — es kam auf die Anforderung einer Stelle an — es geradezu den Befähigungsfaktoren zugeordnet, wenn ein Kandidat sich auch auf das Jassen verstand. Ein Börsenbeamter zum Beispiel, der nicht jassen kann, ist für mich undenkbar. Also, mein Vater muss sich aufs Jassen verstanden haben, woraus ich schliesse, dass er die durch dieses Spiel bedingte geistige Beanspruchung gern hatte.

Beweglichern Geistes war aber die Mutter. Sie hatte die neuen Scherrischen Schulen besucht, in Zürich eine Zeitlang zur Ausbildung bei einer bekannten Schneiderin gearbeitet, schrieb gute Briefe und war eine von weiten Kreisen, namentlich aber von der ganzen Verwandtschaft oft aufgesuchte Beraterin. Sie unterhielt eine lebhaftige Geistestätigkeit, las Zeitungen und Bücher und dachte über Gehörtes, so auch über die Predigten, sorgfältig nach. Ihr Vater, Konrad Höhn, stammte aus dem Hirzel, die Mutter, Barbara Hüni, ab dem Bergli Horgen.

Selbstverständlich arbeitete die Mutter als Bäuerin und leitete den Haushalt. Von feiner Gliederung, war sie gleichwohl zäh und ausdauernd. Die Erziehung auch der Kinder erster Ehe führte sie mit leichter Hand, aber mit Massgeblichkeit durch; namentlich lag ihr daran, dieser im Alter bereits vorgeschrittenen Geschwisterschar keinen Anlass zu geben, sich über Zurücksetzung gegenüber meiner Wenigkeit, dem

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Briefchaschte

R. S. z Zürl fröüget:

Mir paar Funker sind nüd äinig wäg em züritütsche Zytwort « aamalde » i der Vergangehäitsform. Der äint säit: « aagmolde », dise: « aagmulde » und ich mäine, s häiäi: « aagmäldet ». Wër hät iez rächt?

Bschäid:

Natürli Sy — nu törfed Si s « e » ewäglaa. Uf guet züritütsch säit mer: « I hä mi aagmäldt! »

E. M. z Hallau schrybt:

I ha bis iez immer gglöse wa Sy im «Schwyzer-Spiegel» gschribe händ wegem Schwyzertütsch. Chünnt Iren « Bund » nid au bim Radio emoll ewängli stupfe, da si dei en ander Schwyzertütsch täätid rede? D Lüüt vom Radio behaupted sy sëlber chünnid taal Sache bloöß uf Hochtütsch säge.

Bschäid:

Wurum nüd gar! Dän stiends fryli wyt ume böös! Gwüß isch s Schwyzertütsch schüüli uusglauged, aber mer händ in öiserem Wortschatzchäschtli glych äisig na esoo en Huuffe Wörter, womer ales chönd sääge dermit. Mer wüsseds ja scho, as Vili wäg dem gräbliche Chrüsimüsi-Dialäkt vom Radio chybed und der Mainig sind, wämer nüd gly derzue luegi, so göngs mit öiserer Häimetspraach hurtig bërgaab, mer set überhaupt nüüt dure gaa laa, wo nüd im Uusdruck und i der Satzfüegig rächt sei. Aber — händ echli Giduld — die Sach isch biräits uf em « Bund » sym Programm.

J. St. z Bërn fröüget:

I ha e Poschtcharte us em *Wallis* überchoo, aber i ha dervo nume s Hawbe verstanget. Chöiter mer säge, was es heißet söw uf bärndütsch: *amu, Litu, hitu*?

Bschäid:

Die Wörter ghäiäed uf *bërntütsch*: « *am ene* », « *Lüte* », « *hüt* ».

Aafraage für de Briefchaschte sind z schicke a d Frau Ida Feller-Müller, Bund für Schwyzertütsch, Zollikerberg-Zürich.

nachträglich eingetroffenen Benjamin, zu beklagen.

Für fünf erwachsene Personen bot unser kleines Heimwesen zu wenig Arbeit. Das führte zur Betätigung in der Hausindustrie, in Seidenwinden und Weben. Alles arbeitete. Vom Hausverdienst erhielten die Geschwister eine kleine bare Beteiligung. In dieser Zeit fehlte es nicht an Geld. Solche Art Heimarbeit gewährt eine grosse persönliche Bewegungsmöglichkeit im Gegensatz zum Zwang, dem die Arbeiterin an der Fabrikmaschine unterworfen ist. Die bäuerliche Heimarbeiterin fühlt sich freier, behaglicher, und sie denkt bei ihrer Arbeit nicht an ein Dienstverhältnis und an den Lohn.

Das bestimmte Gepräge solcher Familien gibt die Landwirtschaft; die Heimarbeit ist eingeordneter Nebenbetrieb. Sicher haften der Heimarbeit viele Uebelstände an. Sie vermag auch, wirtschaftlich gedacht, die Fabrikarbeit nicht zu ersetzen. Sie hat aber den Vorzug grosser Anpassungsmöglichkeit; bei schlechtem Wetter oder in freien Stunden, da sie nicht zur Feldarbeit gehen können, setzen sich Frau oder Tochter an den Webstuhl; man löst sich ab. So entsteht ein « Wupp », und unversehens ist ein Weberlohn von 30 bis 50 baren Franken auf dem Tische. Es lässt sich nachweisen, dass gerade in unserem Kanton der Wohlstand einzelner landwirtschaftlicher Bezirke zum bedeutenden Teil auf die Hausindustrie zurückzuführen ist. Diese Zeiten sind jetzt freilich vorbei.

Die zwei Schwestern hatten Anschluss an einen Gesangverein, der auch auf mich abfärbte, indem die gesangbegabte, 1878 verstorbene Schwester Luise mir mit Mühe und Not das Lied « Es klingt ein lieblich Läuten » beizubringen vermochte. Wir waren eine glückliche geschlossene Familie, alle arbeitsam und zufrieden.

Glaube und Aberglaube

In religiöser Beziehung habe ich von meinem Vater wenig oder nichts gehört. Zur Kirche ging er nur, wenn es wegen Beer-

digungen sein musste. Die grosse Entfernung vom Dorf und die Pflicht im Stall standen dem Kirchgang sowieso entgegen. Irgendeine Ablehnung gegen Kirche und Religion lag aber nicht vor.

Interessierter war die Mutter; sie ging hie und da zur Kirche, handhabte zu Hause auch Bibel und Gebetbuch, aber unauffällig und im stillen. Ihre Richtung war freisinnig, gleichwohl befriedigte sie der freisinnige Pfarrer nicht immer. Dieser sozialpolitisch aufgeschlossene und kunstgeschichtlich wohlbewanderte Pfarrer, in jeder Beziehung eine Kampf- und Kraftgestalt, predigte gelegentlich für Bauersleute etwas hoch.

Mit besonderer Berechnung wurde im Haushalt von religiösen Dingen wenig oder nicht gesprochen. Es galt bei uns eine ganz selbstverständliche Rechtschaffenheit. Dazu bedurfte es keiner Worte, keiner Sprüche und nur selten ausdrücklicher Belehrungen. Mit sogenannten Frommen, oder « Heiligen », wie man sie nannte, wollte man nichts zu tun haben. Man fühlte sich unbehaglich, wenn sie sich zeigten, und ging ihnen aus dem Wege. Es war daher ohne weiteres gegeben, dass ich auch den Unterricht des freisinnigen Pfarrers besuchte und nicht den der evangelischen « Heimat », wo die Frömmern waren.

Einen Bekannten, der zur frömmern Richtung gehörte, kritisierten meine Eltern aufs heftigste, weil er mit seiner Familie jeden Morgen, bevor zur Arbeit gegangen wurde, eine Löslischachtel handhabte, aus der gedruckte Nümmerli herausgenommen wurden mit biblischen Zitaten darauf. Mein Vater begehrte auf, es wäre gescheiter, im Stalle das Vieh zu füttern und zu pflegen, statt die Vormittagsstunden mit Löslen und Beten zu verbringen. Ich hatte mir in aller Stille mein eigenes Urteil gebildet, es aber verschwiegen: ich hatte den frommen Mann einmal beobachtet, wie er Wasser in die Verkaufsmilch schüttete. Trotz des Wässerns und trotz des Löslen ist er auf keinen grünen Zweig gekommen.

In der Gegend, wo sich meine Buben-

zeit abspielte, war auch ein schwer zu umschreibender Einfluss der Nachbarkantone St. Gallen, Schwyz und Zug spürbar. Andere Konfession, andere Schulen, ein etwas scheuer, zurückhaltender Verkehr.

Damit mag auch der mit dem Volksleben stark verwurzelte Aberglaube zusammenhängen. So kam es vor, dass Leute aus protestantischem Gebiet zu den Kapuzinern gingen, um bei ihnen Rat und Hilfe zu holen, insbesondere wenn Unglück in den Stall gekommen war und angenommen wurde, ein Nachbar oder noch eher eine Nachbarin habe als Hexe die Hand im Spiel, oder wenn Streitigkeiten, Diebstähle, Leidwerkereien und dergleichen vorkamen.

Durch Hausierer und Handwerker, die auf der Stör arbeiteten, wurden auch etwa allerlei Geisterspukgeschichten und dergleichen unheimliches Zeug erzählt, so, was die Totenuhr bedeute (die man in dem alten Getäfel unseres Hauses oft hörte), wie das Zerspringen eines Lampenglases einen nahen Todesfall ankündige, wie ein « verzütterter » Kirchgang einen weitem rufe usw. Mit solch abergläubischen Dingen hat man sich in unserer Familie nicht abgegeben.

Eine grössere Rolle spielte in den Häusern das « Spissenhölzli » (Spissensplitter). Es ging von Generation zu Generation. Auch wir hatten eines, und es wurde gerade von mir häufig angewendet. Solche Spissenhölzli finden sich auch in der medizinisch-geschichtlichen Sammlung der Universität Zürich. Ein Spissen ist ein in die Haut oder ins Fleisch eingedrungener Splitter, also in der Regel aus Holz, wie er beim Arbeiten häufig vorkommt und meistens Finger und Arme verletzt. Bauernbuben, die Feldwerkzeug gebrauchen, in Wald, Scheune, Stall, Werkstatt herumhantieren, bekommen oft solche

Spissen, die sehr schmerzhaft sein und sich leicht « verübeln » können.

Da hilft nun das Spissenhölzli. Oft habe ich's gebraucht. Wie ich einen Splitter bekommen, lief ich schleunigst heim, rief nach dem Hölzli und hängte es um den Hals. Das hat immer geholfen. Nach ein paar Tagen war der Splitter weg und die Wunde geheilt. Noch mit fünfzehn Jahren wandte ich dieses Verfahren an. Ein Spissenhölzli ist ein Stück Stechpalmenzweig, nach Form und Grösse wie ein Finger oder ein « Stumpen ». Dieses Hölzli wird in Futterstoff eingenäht und mit einem schmalen, gewobenen «Bändel» versehen, so dass man es um den Hals hängen und unter dem Hemd unsichtbar tragen kann.

Gewonnen wird das Hölzli im Walde, wo schon zuvor die Gelegenheit ausgesucht worden war, in einer bestimmten Nacht und unter Gebet und frommen Sprüchen. Dann bleibt es jahrhundertlang im Gebrauch und vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Nach meinen Erfahrungen habe ich eine gute Meinung vom Spissenhölzli. Seine Bedeutung wird darin liegen, dass bei der Verwendung die kleine Wunde mit dem Splitter nicht weiter geplagt wird und vollständig Ruhe bekommt. So kann die Wunde heilen; der Splitter geht in den meisten Fällen unbemerkt weg und wird einfach vergessen. Das Hölzli aber wird an seinem bestimmten Platze versorgt, bis es zu einem neuen Fall geholt oder einem Nachbar ausgeliehen wird, gelegentlich auch auf der Brust einer schönen Bäuerin schwimmt, wodurch Wirkung und Wert dieser wundertätigen Kostbarkeit noch zunehmen mögen.

Mit diesen Auszügen aus den « Erinnerungen an die Bubenzeit » verabschiedet sich hier der Verfasser.

